
Buchbesprechungen

Fritz Eberhard, Rückblicke auf Biographie und Werk, hrsg. von Bernd Söseemann, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2001, 517 S., 60 €.

Ende März 1982 zeigten Elisabeth Eberhard und Lisa von Rauschenplat den Tod von Fritz Eberhard an. In der Todesanzeige stand: „Fritz Eberhard vollendete sein großes und beispielhaftes Leben im Kampf um soziale Gerechtigkeit, im Dienst am Frieden, in der Suche nach Wahrheit und steter Bereitschaft zur Versöhnung.“

Als mein Onkel Hellmuth von Rauschenplat¹ an einem schönen Frühlingstag auf dem Waldfriedhof Berlin-Zehlendorf zu Grabe getragen wurde, fehlte es nicht an prominenten Zeitgenossen, die mit der Familie seinen Tod betrauernten. Was uns jedoch besonders schmerzte, war die Abwesenheit eines Vertreters der Gewerkschaften. Dies ist umso unverständlicher, als Hellmuth von Rauschenplat, der in seiner Widerstandsarbeit gegen

die Nazidiktatur im Untergrund den Namen Fritz Eberhard annahm und nach 1945 beibehielt, der Vertreter gewerkschaftlicher Interessen im Parlamentarischen Rat war. Darüber hinaus gehörte er zu den Gründungsvätern der Gewerkschaften im Nachkriegsdeutschland.

1938 nach England geflüchtet, kämpfte er weiter mit der Waffe, die ihm blieb, die wissenschaftliche Publizistik. Dort veröffentlichte er mehrere Bücher in englischer Sprache wie z.B. „How to Conquer Hitler?“ (London 1940), „Help Germany to revolt“ (London 1942) und „The next Germany“ (London 1944). Als Mitglied der Landesgruppe Deutscher Gewerkschafter in Großbritannien war Eberhard an der Ausarbeitung des Londoner Programms zusammen mit Hans Gottfurcht führend beteiligt. Diese „Programm-vorschläge für einen einheitlichen Gewerkschaftsbund“ bezeichnete Gerhard Beier als

¹ Er stammte aus dem deutschen Uradel, die Familie wurde erstmals 1346 urkundlich erwähnt.

„erstes Grundsatzprogramm der deutschen Einheitsgewerkschaft.“

1945 kam Eberhard nach Deutschland zurück und hielt sowohl auf dem Gründungskongress des württembergisch-badischen Gewerkschaftsbundes als auch bei der Gründung des hessischen Gewerkschaftsbundes jeweils das wirtschaftspolitische Hauptreferat. Als Eberhard diese Vorträge im Jahre 1947 hielt, leitete er das deutsche Büro für Friedensfragen in Stuttgart, das im Zusammenhang mit den Außenministerkonferenzen von Moskau und London die deutsche Position vorbereitete. Dieses deutsche Büro für Friedensfragen kann als ein institutioneller Vorläufer des Auswärtigen Amtes bezeichnet werden.

Nach seiner Tätigkeit für die Gewerkschaften im Parlamentarischen Rat wurde er 1949 zum Intendanten des Süddeutschen Rundfunks gewählt und blieb dies 10 Jahre lang. 1961 berief ihn der Berliner Senat als Honorarprofessor und Leiter des Instituts für Publizistik an die Freie Universität Berlin. Dass der sozialdemokratische Senat in Berlin ihn lediglich mit einer Honorarprofessur versah, hat ihn verbittert und sein Leben lang nicht losgelassen. Nicht ohne Grund hat Carl Heinz Evers die Sozialdemokratische Partei Westberlins in den 1960er-Jahren als „CSU der Gesamtpartei“ bezeichnet, wobei er deren kleinbürgerlich-spießige Beschränktheit treffend beschrieben hat.

Es ist ein großes Verdienst von Bernd Söseemann, Fritz Eberhard mit seinem umfangreichen und gut ausgestatteten Sammelband aus dem wissenschaftlichen Vergessen herausgeholt zu haben. Der Band enthält persönliche Erinnerungen von Kampfgefährten und Schülern ebenso wie autobiographische Texte. Enthalten sind weiter elf lesenswerte Untersuchungen, die Eberhards journalistische, politische und akademische Tätigkeit über viele Jahrzehnte hinweg würdigen.

Ein zweiter Teil enthält Zeugnisse zu seinem Leben und Werk, der dritte eine Bibliographie, die leider nicht vollständig ist, und wichtige Artikel aus den für ihn wichtigsten Publikationen „Der Funke“, „Sonntagszeitung“ und „Sozialistische Warte“. Darüber hinaus werden seine Hörfunksendungen und Fernsehbeiträge dokumentiert und um eine umfangreiche Literaturliste ergänzt.

Dem Herausgeber und den Autoren gebührt Dank für diese „beeindruckende Pionierarbeit“

(FAZ), die eine wichtige Grundlage für jede weitere Forschung darstellt.

Vielfach wurde vergessen und leider tut es auch der vorliegende Band, dass Eberhard nach 1945 als Gewerkschafter angetreten war, und zwar als führender Gewerkschaftsvertreter unter den Mitgliedern des Parlamentarischen Rates. Seine Aufgabe war es, die gewerkschaftlichen Verfassungspläne in das Grundgesetz einzuarbeiten. Zusammen mit Adolf Schönfelder und Carlo Schmid gelangen ihm dabei beträchtliche Erfolge, auch wenn sein persönliches Verhältnis zum Letzgenannten durch dessen Position in der Saarfrage auf Dauer getrübt blieb. Eberhard gehörte zu den Gründern der „Stiftung Mitbestimmung“, des Studienförderungswerk des DGB, der späteren Hans-Böckler-Stiftung. Noch im Jahr 1975 referierte er bei der wissenschaftlichen Konferenz des DGB über „Mitbestimmung, Wirtschaftsordnung und Grundgesetz“ und unterstrich deutlich, dass die paritätische Mitbestimmung mit dem sozialen Rechtsstaat vereinbar ist.

Er ließ nie einen Zweifel daran, dass er die Aussperrung für verfassungswidrig hielt. 1980 warf er dem Bundesarbeitsgericht vor, die Menschenwürde verletzt zu haben, als das Gericht die Aussperrung unter bestimmten Bedingungen für rechtens erklärte.

Es gibt einen weiteren Aspekt in Helmut von Rauschenplats Leben, der vor allem in Deutschland weitgehend aus den Augen verloren wurde. Das war im Ausland ganz anders. Stellvertretend sei auf eine Studie von Anthony Waive von der University of Lancaster hingewiesen mit dem Titel: „Literatur und Radio nach dem Krieg: ein Porträt des Süddeutschen Rundfunks“ aus dem Jahr 1985, die der Autor an Fritz Eberhards Frau Elisabeth² geschickt hat und die heute in meinem Besitz ist. In Vergessenheit geriet seine Wirkung und seine Zusammenarbeit mit einer und auf ei-

2 Elisabeth Eberhard war in erster Ehe mit dem sozialdemokratischen Widerstandskämpfer Rudolf Küstermeier verheiratet, der nach 1933 eine 10jährige Zuchthausstrafe verbüßte; Rudolf Küstermeier wurde 1945 von englischen Truppen aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen befreit. Er war später Chefredakteur der „Welt“. Elisabeth Eberhard war während der nationalsozialistischen Diktatur Mitarbeiterin des Berliner Bischofs und Kardinals Graf Preysing. Es gelang ihr, vielen jüdischen Menschen über den Vatikan zur Flucht zu verhelfen.

ne Generation von politisch engagierten Publizisten mit literarischen Ambitionen. In einem von vielen Artikeln zum Anlass des 80. Geburtstages von Fritz Eberhard zollt Martin Walser dem wohlmeinenden Einfluss dieses Mannes seine Anerkennung: „Die sieben Jahre (1949-1957), die ich als Mitarbeiter des Süddeutschen Rundfunks machte, gewinnen allmählich paradiesische Qualität. Eine Gruppe junger Intellektueller durfte da arbeiten, experimentieren, fast nach Herzenslust. Und es war ganz allein ein Mann, der diese Arbeit ermöglichte: Dr. Fritz Eberhard. Der sie nicht nur duldet und im prekären Fall verteidigte, sondern stimulierte und provozierte. Man befand sich in einem andauernden Dauerregen von Ideen spendenden, Projekte anregenden Zetteln aus seiner Höhe und Hand. Die Kunst, wie ein Mann einen Apparat fruchtbar machen kann, ist ein Thema für sich. Was mich heute öfters beschäftigt, ist Fritz Eberhards demokratische Ausstrahlung.“

Zu diesem Kreis junger Intellektueller am Süddeutschen Rundfunk gehörten neben Martin Walser Helmut Heißenbüttel, Hans Magnus Enzensberger, Wolfgang Köppen, Arno Schmidt und Hans Werner Henze.

Hellmuth von Rauschenplats Beisetzung fand am 15. April 1962 in Berlin statt. Die Ansprache hielt der protestantische Theologe Helmut Gollwitzer. Für die Sozialdemokratische Partei sprach der damalige Bundesgeschäftsführer Peter Glotz ein bewegendes Gedenkwort.

*Peter Schaaf,
Frankfurt/M.*

Richard Herzinger, Republik ohne Mitte. Ein politischer Essay, Siedler Verlag, Berlin 2001, 191 Seiten, 11,76 €.

In einem beachtenswerten Essay wirft der „Zeit“-Autor und Publizist Richard Herzinger einen kritisch-prägnanten Blick auf die Topographie der bundesdeutschen Gesellschaft und stellt fest: Wir leben in einer „Republik ohne Mitte“. Die titelgebende Diagnose untermauert der Autor mit der ebenso einfachen wie provozierenden These, dass moderne pluralistische Gesellschaften ohne „substantielle Mitte“, ja ohne eindeutig definierbaren „Identitätskern“ auskommen müssen. Im Zuge von Globalisierung und Internationalisierung erodieren ethnische, moralische, kultu-

relle und religiöse Identitäten, weil sie nicht mehr für alle, für immer weniger Bürger verbindlich begründet und plausibel gemacht werden können. Und: Dort, „wo das Kraftzentrum vermutet wird, von dem aus sich die politisch-moralische Einheit der Gesellschaft steuern lasse, befindet sich - nichts“; und das sei gut so.

So paradox es klingt: Es ist gerade die Präsenz dieser Leerstelle, der Wegfall verbindlicher Identitäten, die den Zusammenhalt und die Weiterentwicklung der Gesellschaft garantieren. Denn angesichts neuer Herausforderungen, ob in Fragen der Biotechnologie, von Einwanderung und Einbürgerung oder im Streit um die Gleichstellung von Ehe und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, müsse der Versuch, gesellschaftliche Regeln aus vorgefertigten Leitbildern abzuleiten, misslingen. Freilich geht es Herzinger weder um einen Wertelativismus noch darum, die freiheitliche Ordnung mit ihren unverhandelbaren Grundwerten (Menschenrechte) in Frage zu stellen. Zur Disposition stehen vielmehr die Gegebenheiten der politischen und moralischen Kultur. Rigoros seziert der Autor hier deutsche Befindlichkeiten und Bewusstseinsstrukturen anhand aktueller Debatten über Genforschung, BSE-Krise, Berliner Republik, Kosovo-Krieg, 68er-Mythos, Sterbehilfe und Embryonenforschung, kritisiert den „flexibilisierten Konsens-Paternalismus“ der SPD ebenso wie den heimelig anmutenden Politslogan „Wir-Gesellschaft“ der CDU.

Auf knapp 200 Seiten präsentiert das Buch nahezu alles, was einen guten politisch-philosophischen Essay auszeichnet. Weit entfernt von einem nüchternen Bericht zur Lage der Nation eröffnet Herzinger überraschende Einsichten, argumentiert mit virtuoser Prägnanz, übt parteipolitische Schelte, spitzt zu, polemisiert mitunter, zeigt Perspektiven auf und bleibt jedoch, bei aller Leidenschaft und glühender Begeisterung für eine libertäre Gesellschaft, einem sachlich-verbindlichem Ton verpflichtet.

Generalthema des Buches ist die offene Gesellschaft. Sie verkörpert den permanenten Prozess unendlicher Ausdifferenzierung kultureller Ausdrucksformen, die primär verhandelbar sind, ja sein müssen. Denn nur Werte, so folgert der Autor, „die in Frage gestellt werden können, sind echte, wirklich tragfähige und verlässliche Werte“. Und so richtig in Fahrt kommt der Essay immer dann, wenn es um die „Feinde“ der offenen Gesellschaft geht, jene „Hüter der Konsensgesellschaft“ und Tugendwächter - welcher Cou-

leur auch immer -, die nach ethischer und sozialer Homogenität (Leitkultur) rufen. Allergisch reagiert der liberale Kosmopolit und Individualist Herzinger auch, wenn Traditionalisten, übermächtige Kollektive und der Staat, das Individuum aufgrund seiner anthropologischen Voraussetzungen für unveränderbar erklären, es in einen „organisch gefügten Gesellschaftsorganismus“ einbetten und ihm die eigenen politischen, religiösen oder lebensweltlich-kulturellen Überzeugungen aufzwingen wollen. Dabei ist die Konkurrenz im Kampf um das leer gewordene Sinnzentrum der Gesellschaft groß: Sowohl diverse „Ersatz- und Wohlfühlreligionen“ als auch die „Allmacht von Naturwissenschaften“ reklamieren „eindeutige Lösungen“.

Zwar zeigt Herzinger Verständnis für die „Angst vor der leeren Mitte“, die Sehnsucht nach vorgeschriebenen Leitwerten sei ebenso groß wie die Versuchung einer Restitution „moralischer Ganzheiten“, doch sei diese Angst letztlich eine Angst vor Freiheit, der Angst vieler, sich mit der liberalen, individualistischen Moderne zu identifizieren. Unterdessen müsse der Einzelne, wie auch die Gesellschaft, Disharmonien und die Gleichzeitigkeit von Widersprüchen akzeptieren und aushalten können; hierin liege die Chance für ein humaneres gesellschaftliches Zusammenleben. Die Mitte als Freiraum und Leerstelle, um die herum „gegensätzliche Wahrheiten miteinander kollidieren“ und sich gegenseitig herausfordern, sei *conditio sine qua non*.

Gleichwohl kommt eine offene Gesellschaft ohne Mitte nicht um die Frage herum, wie das

Zusammenleben in größtmöglicher Selbstbestimmung aller Individuen unter Einhaltung eines zivilen Regelwerks weitestgehend gerecht und friedlich zu regulieren ist. Die Zauberformel zur Meisterung des Spannungsverhältnisses zwischen „zivilisationskritischer Ganzheitssehnsucht“ und einer wachsenden Identität mit der liberalen, individualistischen Moderne heißt bei Herzinger: weniger Konsens und mehr Konflikte wagen - in einer „vereinbarungsorientierten Konfliktgesellschaft“. Diese müsse sich immer wieder neu definieren, ihre „Gemeinsamkeit“ finde sie in einem steten Lernprozess im Umgang mit einer permanenten „Nicht-Übereinstimmung“. Aufgabe der Politik sei es dabei lediglich, für ein „freies Spiel der Kräfte“ zu sorgen, die Grundlage einer freiheitlichen Ordnung zu garantieren, um Konflikte „geregelt, diskursiv und gewaltfrei“ austragen zu können.

Indes: Die Anforderungen an den Einzelnen, an das selbstbestimmte Individuum à la Herzinger, sind hoch. Helfen können dabei, so der Autor, „linke libertäre Konzepte“; alte Utopien, wie der libertäre Sozialismus eines Proudhon, könnten neue Impulse setzen. Weniger Staat und eine Politik der „Deregulierung von unten“; statt zentral regulierter Umverteilung die Schaffung größerer Chancengleichheit: Herzingers „Republik ohne Mitte“ - und das ist die Pointe des Buches - kennt eine Vielzahl von Mitten: „entworfene, verworfene, stabile wie labile“; sie ist eigentlich eine „Viele-Mitten-Republik“.

*Günther Frieß,
Riegelsberg*